

## **Wie durchlässig darf die psychoanalytische Garderobe sein?<sup>1</sup>**

Nikolaas Treurniet: Über eine Ethik der psychoanalytischen Technik

Aus: Psyche 1/1996, 50.Jg., S.1-31

Ruth Mätzler

Während meiner psychoanalytischen Ausbildung lernte ich im Rahmen des Psychiatrie-Praktikums eine Patientin kennen, die sich in ihrem wahnhaften Erleben ausschließlich in der Sphäre der Romantik (als historischem Ort) aufhielt und sich jeder medikamentösen Behandlung widersetzte, weil sie sich von niemandem wirklich verstanden fühlte. Nachdem man herausgefunden hatte, dass sie eine promovierte Kulturwissenschaftlerin war, übertrug man mir – relativ unerfahren wie ich damals war - dennoch ihre psychotherapeutische Betreuung, weil ich in früheren Jahren ein Studium der Kunstgeschichte und der Archäologie absolviert hatte. Mit dem in meinem ersten Studium erworbenen Schlüssel konnte ich intuitiv und mit großem Interesse, das nicht nur ein psychoanalytisches war, eine Tür zu der hochkomplexen Gedankenwelt der Patientin öffnen. Wir bewegten uns lange Zeit ausschließlich in den Bildern Philipp Otto Runge und der englischen Symbolisten, bis sie genug Vertrauen gefasst hatte, Medikamente zu nehmen, die ihr einen ersten Schritt zurück in die Realität des Alltagslebens ermöglichten. Nach einem Jahr der eher improvisierten, aber doch sehr erfolgreichen gemeinsamen Arbeit in der Klinik konnte sie wieder einer beruflichen Beschäftigung nachgehen und auf die Medikamente, die ihr sehr unangenehme Nebenwirkungen verursacht hatten, weitestgehend verzichten. Ich schlug ihr vor, die Therapie in meiner gerade eröffneten psychoanalytischen Praxis fortzusetzen. Nun saßen wir uns also plötzlich in einem Raum gegenüber, der offensichtlich kein „intermediärer“ (Winnicott) mehr war, wie unser experimentelles Zwischenreich in der Klinik, sondern auf den jetzt die ganze Last meines in der Ausbildung etablierten analytischen Über-Ichs drückte. „Nun musst du aber abstinenter sein“, dachte ich mir, „und du musst das Setting genau einhalten“, fügte ich innerlich hinzu. „Und ist es eigentlich in Ordnung, weiterhin Kunsthistorisches auszutauschen und über Opern zu sprechen? Solltest du nicht vielmehr gescheite Deutungen von dir geben?“ Nach einigen angespannten Stunden sagte Frau B. schließlich ganz

---

1 In: Werkblatt Nr. 50-2003/67-75 (Sammelband mit dem Titel: "Schriften die uns bewegten")

enttäuscht zu mir: „Sie kommen mir vor, als hätten sie sich neuerdings hinter einem Panzer der psychoanalytischen Pseudo-Professionalität verschanzt und dahinter haben sie Angst. Mir wäre es viel lieber, sie säßen da auch mal mit einer Laufmasche in der Strumpfhose.“ Das saß! Ich war angesichts dieser treffenden Analyse ziemlich verunsichert, und bemühte mich einmal mehr darum, die Fassung nicht zu verlieren. Schließlich entschied ich mich für die Flucht nach vorne und gab der Patientin Recht, was uns letztlich ermöglichte, die Arbeit noch lange Zeit fruchtbar fortzusetzen.

Ich war meinen eigenen Überansprüchen aufgesessen und fragte mich, woher ich sie eigentlich hatte? Erst als ich später den Aufsatz „Über eine Ethik der psychoanalytischen Technik“ von Nikolaas Treurniet las, konnte ich das Spannungsfeld ausmessen, in dem ich vorher ziemlich orientierungslos herumgeirrt war. Ich fand mich in etwas wieder, das vorher nur als Ahnung in Bezug auf meine Rolle als Analytikerin existiert hatte, aber auch als Wunsch der ehemaligen Analysandin, die ich ja auch einmal selber gewesen war. So sollte Psychoanalyse sein! Um was geht es in dem Aufsatz?

Der Autor stellt zu Beginn seiner Ausführungen fest, dass die Ethik der klassischen psychoanalytischen Technik ursprünglich auf einem fragwürdigen Wissenschaftsideal der vermeintlichen Objektivität beruhte, welches den Patienten vor der „Ansteckung“ durch die Affekte des Analytikers schützen sollte. Die Wechselseitigkeit des affektiven Geschehens wurde so verleugnet, statt verstanden und konnte für den analytischen Prozess nicht mehr nutzbar gemacht werden. Das quasi anale Festhalten an einer abstinenter Rolle um jeden Preis, hätte für den Analytiker eine emotionale Steifheit und Erstarrung zur Folge, die dazu diente, Gefühle von Angst und Scham zu verbergen. Der Analysand lief dabei wiederum Gefahr, in einen schädlichen Zustand der psychischen Isolation zu geraten. Für die analytischen Vereinigungen hätte dieser technische Purismus „die Neigung zur Untertänigkeit und Klonbildung verstärkt, und Originalität in Wort und Schrift gebremst.“ Treurniet entwirft hier ein Szenario der entwicklungshemmenden Unlebendigkeit, des Festhaltens an hierarchischen Behandlungsstrukturen (die aus Angst des Analytikers vor Kontrollverlust nicht reflektiert werden), wie es mir aus meinen vielfältigen Ausbildungs- und Fortbildungszusammenhängen in den vergangenen Jahren immer wieder begegnet war und bis heute nicht gänzlich überwunden zu sein scheint – wie auch mein eingangs erwähntes Beispiel zeigt. Gleichwohl stellt der Autor, insbesondere auf dem

Hintergrund der Objektbeziehungstheorie, zwischenzeitliche Veränderungen der Methode fest und konstatiert, dass im Verlauf der psychoanalytischen Theoriebildung die „drei Gebote – Abstinenz, Anonymität und Neutralität z.T. eine andere inhaltliche Bedeutung bekommen haben.“

Die Frage der *Abstinenz* sei nicht mehr von den Auffassungen über das *Arbeitsbündnis* zu trennen, in dessen Rahmen „nicht-triebhaft (Ich-)Bedürfnisse, wie Sicherheit, Bestätigung der Eigenart, Achtung und echtes Interesse sehr wohl befriedigt werden müssten“, selbst wenn das Arbeitsbündnis im Übertragungsgeschehen zuweilen als Abwehr benutzt werden kann. Angesichts nonverbaler, manipulativer Manöver in der Interaktion, kann es zwar absolut notwendig sein, den Patienten zu frustrieren, der Analytiker sollte aber trotzdem keine Scheu haben, sich erst einmal verwickeln zu lassen, um diese Prozesse anschließend zu durchschauen und konstruktiv in der Analyse zu verwenden. Ohne eine solche eigene Involvierung in die bereits erwähnten Kunst-Welten meiner Psychiatrie-Patientin, hätte ich Frau B. nie erreichen können. Meine plötzliche Weigerung, im Sinne einer falsch verstandenen Abstinenz, ihr weiterhin auf diesem Weg zu folgen, führte zu Verlassenheitsgefühlen und Enttäuschung bei der Patientin - zu Recht. Treurniet fasst treffend zusammen: „Starrheit ist hier ganz und gar von Übel.“

Hinsichtlich der *Anonymität*, ist der Analytiker als „mysteriöses, deutendes Orakel“ durch den „teilnehmenden Beobachter“ abgelöst worden, denn „dass maximale Anonymität für eine optimale Wiederholung der Vergangenheit in der Übertragung notwendig sei, bedarf der Korrektur.“ Der Analysand weiß mehr über uns als wir denken (Frau B. sagte mir auf den Kopf zu: „Sie haben Angst!“), und ein Ausklammern von der für den Patienten wahrnehmbaren Realität des Analytikers kann zur Folge haben, dass der Analytiker nicht als neues Objekt etabliert werden kann, mit dem im Hier und Jetzt „Entwicklungsstillstand wieder in Bewegung“ gebracht werden sollte. Treurniet bemerkt darüber hinaus, dass auch der Begriff der *Neutralität* in seiner ursprünglicher Definition, als gleichem Abstand von Es, Ich und Über-Ich (nach Anna Freud, 1936) einer Revision bedarf, da er eine „unmögliche Aufgabe“ impliziert. Er schildert, wie z.B. bestimmte Wertvorstellungen des Analytikers, die sich mitunter von denen des Patienten unterscheiden, seine Deutungen beeinflussen. „Eine Theorie der Technik, die den Einfluss der Wertesysteme des Analytikers und Patienten auf die analytische Transaktion leugnet, bestreitet damit auch eine basale psychische

Wirklichkeit hinter jeder analytischen Partnerschaft. So wird allmählich deutlich, dass Neutralität im klassischen Sinne keine wünschenswerte Strategie ist.“ Dies erscheint mir ein ganz wesentlicher Punkt zu sein! Ein junger Patient, der mir einmal verschiedenen Ergebnisse seiner künstlerischen Arbeit mit in die Stunde gebracht hatte, sagte zu mir: „Ich will nicht nur von Ihnen wissen, was die Bilder *über mich* aussagen, sondern auch, wie *Sie* die Sachen finden. Es ist für mich so wichtig, eine Reaktion zu erhalten, mit der ich mich auseinandersetzen kann.“ Als ich mich seinem Wunsch mit dem Hinweis auf meine vermeintliche „Neutralität“ verweigerte, sagte er: „Wenn Sie die letzten drei Jahre hier tatsächlich als Neutrum in Erscheinung getreten wären, hätte ich nie und nimmer bei Ihnen bleiben können. Eine Maschine als Gegenüber hätte ich nicht ausgehalten.“ Durch diese Äußerung wurde mir einmal mehr bewusst, wie wichtig es sein kann, bestimmten Patienten erstmals die Erfahrung zu ermöglichen, im anderen etwas *bewirken* zu können, wozu auch die Prozesse der projektiven Identifizierung dienen, die nicht per se pathologisch, sondern - wie Melanie Klein bereits festgestellt hat - für die Entwicklung eines Menschen konstituierend sind. Selbstverständlich müssen alle diese Vorgänge verstanden und analysiert werden. Eine andere Patientin konfrontierte mich ebenfalls mit der oben aufgeworfenen Thematik, indem sie ein - wie ich fand - höchst interessantes und gut dotiertes Jobangebot in ihrem ursprünglichen beruflichen Feld ablehnte weil sie lieber, trotz eines äußerst kargen Gehaltes, in einer konfessionell geführten Krabbelstube arbeiten wollte. Ausgerechnet das! In Erinnerung an viele eigene, intellektuell nicht gerade sehr anregenden Nachmittage „unter Müttern“ auf einem öffentlichen Spielplatz, deutete ich ihr diese Wahl auf dem Hintergrund meiner eigenen, feministisch orientierten Vorstellungen von Emanzipation und gelungener weiblicher Identitätsfindung, als selbstdestruktiven und regressiven Akt, wobei ich gänzlich übersah, dass die Entscheidung der Patientin auf einem lange gehegten Wunsch beruhte, den sie sich nun erstmals eingestehen und in die Tat umsetzen konnte. Den von der Mutter einst gegen ihren Willen verordneten Beruf hatte sie nie geliebt. Sie war vor lauter Wut und Enttäuschung über mein Unverständnis kurz davor, die Analyse abzubrechen, bis ich zum Glück rechtzeitig erkannte, dass ich dabei war, ihr in Form von Deutungen meine Wertvorstellungen aufzudrängen und dabei gleichzeitig, wenn auch mit einem anderen Impetus, die mütterlichen Zwänge perpetuierte, ohne dass dieser Vorgang von uns beiden verstanden worden wäre.

Treurniets Aufsatz, den ich als Absage an jede Form der analytischen Selbstgerechtigkeit verstehe, sollte für mich auch in diesem Fall ein Maßstab sein. Einer seiner Sätze ist mir in diesem Zusammenhang besonders im Gedächtnis geblieben: „Keiner der *Partner* im analytischen Prozess ist befugt, Deuter der Wirklichkeit zu sein.“ Es geht nicht darum, Überzeugungen erzwingen zu wollen, sondern dem Patienten in einer „Entdeckungsgemeinschaft“ etwas anzubieten, das seine Selbstreflexion anregt, wobei die korrigierende emotionale Erfahrung den Hintergrund dafür bieten sollte. Dabei sind Handeln, Fühlen und Denken keine sich gegenseitig ausschließenden Alternativen.

Es gilt also in erster Linie, einen analytischen Freiraum herzustellen, indem die Patienten das entwickeln können, was Winnicott das *wahre Selbst* genannt hat. Hier rekurriert Treurniet u.a. auf die Arbeiten von Christopher Bollas, wenn er die Analyse mit einer Liebesbeziehung vergleicht, in welcher der Analysand sich frei fühlen kann, quasi rücksichtslos vom Analytiker als einem Objekt Gebrauch zu machen, damit im übertragenden Sinne „ein befriedigender Orgasmus“ zustande kommt. „Wenn der Analytiker nur darauf aus ist, zu entlarven und Konflikte aufzudecken und sich nicht auch gebrauchen zu lassen, um eine Befreiung des *wahren Selbst* zu bewirken, läuft er große Gefahr, das Potential des *wahren Selbst* wegzuanalysieren.“ Oft wird *gegen* die Aggression gedeutet, statt den Analysanden dazu zu ermutigen, mit seiner Kritik am Analytiker fortzufahren - einer Kritik, die, wie ich an meinem oben zitiertem Beispiel gezeigt habe, durchaus berechtigt sein kann. Destruktive Phantasien können so nicht mehr geäußert werden, sondern schlagen zuweilen in eine ununterbrochene, gnadenlose „Selbstanalyse“ des Patienten um, der dem Analytiker immer schon einen Schritt voraus ist, und in einer durch Angst erstarrten Nicht-Beziehung, eine Scheinanpassung an die Vorstellungen des Analytikers leistet, welche im vorauseilenden Gehorsam erspürt worden sind. Der Analytiker sollte vielmehr, nach Treurniet, das Auftauchen der Triebrepräsenzen feiern, wie Freud es dann und wann mit einer guten Zigarre tat, wenn ein Stück analytischer Arbeit vollbracht war. Und an dieser Stelle macht der Autor auf ein weiteres, in der Theoriebildung eher unterbelichtetes Moment in der analytischen Beziehung aufmerksam, nämlich dem *des Schenkens*. Es gehört zu den beglückenden Erfahrungen im Leben eines jeden Menschen, nicht nur etwas zu bekommen, sondern auch geben zu dürfen und auf diese Weise für das Gegenüber Bedeutung zu erhalten. Das sollte auch in der Analyse

wechselseitig möglich sein. „Indem man im richtigen Augenblick in der richtigen Dosierung die analytische Arbeit zelebriert und dem Analysanden damit das Gefühl vermittelt, dass er wirklich etwas zu bieten hat, fördert man die Akzeptanz des *wahren Selbst* und damit auch den analytischen Prozess.“ Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, wie wichtig es für meine Patienten ist, zu erleben, dass auch ich von der gemeinsamen Arbeit profitiere, wobei es weniger um die Bezahlung der Stunden geht, als vielmehr um ideelle Werte, wie z.B. die Erweiterung meines eigenen Erfahrungs- und Bewußtseinshorizontes im interpersonellen Dialog.

Mit der Bewertung der Gegenübertragung, führt Treurniet eine andere „heilige Kuh“ auf das psychoanalytische Eis. Während eine große Mehrheit der Analytiker das Agieren aus der Gegenübertragung als Kunstfehler betrachtet, stellt er mit Edna O`Shaughnessy fest, „dass partielles Agieren des Analytikers nicht zu vermeiden sei. Diese Unvermeidbarkeit ist die Folge des kommunikativen und kontrollierenden Einflusses, der vom Patienten ausgehenden projektiven Identifikation.“ Es ist leichter zu akzeptieren, dass sich die Übertragungsgefühle des Patienten meist im Enactment der Behandlungssituation inszenieren und erst durch ihr Agieren gefühlt, gedacht und verstanden werden können, als dieses Geschehen auch für die Gegenübertragung des Analytikers anzuerkennen, und sei es nur in seiner Stimme, Mimik und Körperhaltung. Auch an dieser Stelle macht Treurniet wieder sichtbar, dass „Analyse eine Interaktion ist, in die beide Parteien *regelrecht affektiv verstrickt* sind.“ Das technische Ideal, ein Gegenübertragungsgagieren völlig ausschalten zu wollen, hält er für unerreichbar. Die daraus resultierende „Verwirrung und partielle Zerrissenheit ist meines Erachtens dafür verantwortlich, dass sich insbesondere jüngere Analytiker so oft ihrer Gegenübertragungsgefühle schämen,“ schreibt Treurniet, und trifft damit genau meine anfangs geschilderten Probleme in der Behandlung der besagten Psychiatrie-Patientin, in der ich bemüht war, jegliches Gegenübertragungsgeschehen von vorneherein aktiv zu vermeiden und unserer gemeinsamen Arbeit damit sozusagen „das Wasser abgegraben hatte“. Die Verleugnung von Übertragungs-Gegenübertragungsinteraktionen leistet insofern ebenfalls einer Scheinanpassung Vorschub, aber diesmal der des Analytikers an ein unerreichbares Berufs-Ideal, das letztlich - ein wenig überspitzt ausgedrückt - Gefahr läuft, nur noch hölzerne und stereotyp agierende „Psychoanalyse-Vollstrecker“ hervorzubringen.

Was mir an Treurniets Ausführungen wesentlich erscheint, ist seine Definition der analytischen Beziehung, als einer „nicht-symmetrischen Gleichwertigkeit von Analytiker und Analysand beim Hervorbringen von Bedeutung.“ Die Asymmetrie im analytischen Setting wird als solche wahrgenommen und nicht verleugnet, womit all ihre Implikationen einer Bearbeitung zugänglich werden. Die Anerkennung der Gleichwertigkeit beider, am analytischen Prozess beteiligten Personen ist für ein Gelingen der gemeinsamen Arbeit konstituierend, wozu auch „die Erkenntnis der unzerstörbaren, nicht auf Projektionen des Patienten zurückzuführenden eigenen Subjektivität des Analytikers“ gehört, die freilich in geeigneten Zusammenhängen, unabhängig vom direkten Geschehen in der Stunde, mit Kollegen in einer offenen und sicheren Atmosphäre (wie sie in Ausbildungsinstituten leider immer noch nicht die Regel ist) reflektiert werden muss. Treurniet spricht in diesem Zusammenhang auch von „der spontanen Bereitschaft, sich immer wieder von sich selbst täuschen zu lassen, sich von sich selbst überraschen zu lassen“ - einer, wie ich finde sehr lustvollen Perspektive unseres Berufes. Dass hierzu auch die „Inkorporation des Nicht-Idealen im Gewissen des Analytikers“ vonnöten ist, liegt auf der Hand. Vielleicht gehört dazu auch „die Laufmasche in der Strumpfhose“, die meine eingangs erwähnte Patientin bei mir plötzlich so schmerzhaft vermisst hatte, als wir von der Klinik in meine psychoanalytische Praxis übergesiedelt waren? Die erleichternde Einsicht, dass solche unplanmäßigen Durchlässigkeiten in der psychoanalytischen Garderobe zuweilen dringend notwendig sind und nicht um jeden Preis durch eine korrekt festgezurte Uniform ersetzt werden sollten, verdanke ich sowohl dem unbestechlichen Blick von Frau B., als auch dem Aufsatz von Nicolaas Treurniet.

[www.ruth-maetzler.at](http://www.ruth-maetzler.at)